

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 46 (1942-1943)
Heft: 8

Artikel: Verhinderte Nachricht
Autor: Burg, Anna
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667499>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ländische Moos in mannigfaltiger Zubereitung muß jenen armen Naturvölkern unser tägliches Brot ersetzen.

Noch weiter nach Norden hinauf, in den ewigen Eisgebirgen der Eskimos, kennt man auch diese Pflanzkost als Brot nicht mehr. An dessen Stelle tritt der dauernde Genuß dessen, was die Tiefe des Meeres birgt: der Fisch. Dort aber, wo die Tropensonne ihre glühende Kraft auf die Erde niedersendet, wo eine warmfeuchte Atmosphäre zu Boden schlägt, ihn durchdringt und befruchtet, bietet die Natur in unerschöpflichem Maße ihre Gaben. In Afrika, in Mittelamerika und neuerdings auch in Zentralamerika, ist es vorzugsweise eine Frucht, die das tägliche Brot ersetzt. Es ist die Banane. Ihr köstlicher Geschmack, der hohe Nährwert und die vielseitige Verwendbarkeit haben sie zu einem unentbehrlichen Lebensmittel der Eingeborenen gemacht.

In Kamerun gewinnen die Eingeborenen aus diesen Früchten das sogenannte Bananenbrot, das sehr gesund und nahrhaft ist.

Den Oasenbewohnern Nordafrikas und ostwärts bis zur Grenze Persiens ist eine andere Frucht zum täglichen Brot geworden. Es ist die Dattel. Manche arabische Stämme bauen zwar

Getreide an, aber das Brot spielt bei ihnen noch lange nicht jene Rolle wie in Europa. Im Mittelpunkt der Ernährung steht die Dattel, die getrocknet auch als Reisefkost auf die Wüsten- und Karawanenzüge mitgenommen wird.

Anderen Tropenbewohnern, namentlich denen der Südseeinseln, ersetzt die Kokospalme und Sagopalme das tägliche Brot. Im malaischen Archipel bereiten die Eingeborenen aus dem Mark des Sagos das sogenannte Sagobrot; getrocknet hält es sich jahrelang. Ein einzelner Baum liefert etwa 1800 Brote, die sechs Zentner wiegen und einen Menschen ein ganzes Jahr lang ernähren können.

Den meisten Asiaten der heißen Zone jedoch ist der Reis das wichtigste Nahrungsmittel. Millionen von Menschen bildet er das tägliche Brot, und eine Mißernte verursacht schwerste Hungersnot. Von allen Getreidearten enthält der Reis das meiste Stärkemehl, nämlich 80—90 Prozent. Den hohen Wert dieser Frucht erkennend, versuchte man in verschiedenen Ländern der warmen Zone den Reisanbau zu betreiben, was auch in den Mittelmeerländern gelang. Die Reiskultur spielt heute dort eine hervorragende Rolle.

Dr. P.

Verhinderte Nachricht

Es herrschte angenehme Dämmerung in dem kleinen Raum, in welchem Frau Olga sich zum Brieffschreiben niedergelassen hatte. Nur gerade da, wo der zierliche Schreibtisch stand, fiel durch das weit offene Fenster das milde Licht des Herbsttages herein. Zitternde Strahlen spielten auf dem noch weißen Briefbogen und huschten von da in das von leichten Silberfäden durchzogene Haar der Frau.

Sie hielt die Feder in der Hand und blickte auf das Papier, das so einladend vor ihr lag; sie setzte hie und da die Spitze der Feder an und wich unwillkürlich wieder zurück, wie in halbem Erschrecken, sie möchte mit dem ersten Wort, das sie niederschreiben würde, etwas Unwiderbringliches zerstören. „Geschriebenes Wort besteht“, ging ihr durch den Kopf. Ja, wie seltsam, daß mündliche Verbindung so leicht und unbeschwert bleibt,

während sie zum Zwang werden kann, wenn ihr durch das „Schwarz auf Weiß“ Gewicht gegeben wird.

Sollte sie es nun wirklich tun, nachdem sie sich so lange davor gescheut hatte? Nachdem sie so lange den schönen Zustand des Unausgesprochenen hatte genießen dürfen? Warum eigentlich wollte sie diesem ein Ende setzen? Es bestand keine Pflicht dazu. Und doch, seit einiger Zeit ließ es ihr keine Ruhe mehr. Sie wußte genau seit wann: seit ihre Tochter aus dem Ausland heimgekehrt war. Edith war noch ein Kind, ein frohes, unbeschwertes, das alles, was die Mutter tat, als richtig und unumstößlich hinnahm; aber auf einmal hatte doch Frau Olga die unbestimmte Empfindung, es sei etwas nicht mehr ganz klar in der seelischen Verfassung ihres Töchterchens. Woher die kaum merkliche Verstimmung kommen

mochte, sie zerbrach sich umsonst den Kopf darüber. Sie fragte sich zu allererst, ob das Kind es unbewußt ahne, daß die Mutter noch andere Gefühlsbindungen hatte als diejenige mit der Tochter, mit der sie seit dem frühen Tod des Vaters so eng verknüpft war.

Seit einem halben Jahr war nun Edith wieder zu Hause. Frau Olga dachte mit einem kleinen Brennen im Herzen an die ersten Tage, da das Mädchen so voll Glück das Zuhausesein genossen hatte. Was war es nur, das so unmerklich eingeschlichen war und die Verdunkelung in den Augen des Mädchens veranlaßt hatte? Woher konnte diese Befangenheit zwischen Mutter und Tochter kommen? Gab es das, gab es eine schemenhafte Wand, die sich zwischen den sonst so eng verbundenen Herzen aufrichten durfte?

Und warum erwuchs daraus das Gefühl, nun die Freundschaft mit dem Manne einschränken zu müssen, die ihr in all den Jahren eine Hilfe und Kraft gewährt hatte?

Der Entschluß war gefaßt, sie wollte es ihm schreiben, daß ihre ungehemmte Verbindung nicht länger bestehen könne, weil sie sich wieder rückhaltlos ihrer Tochter widmen müsse. Wie aber sollte sie dies begründen?

Nie hatte ein heißes Wort zwischen ihm und ihr die schöne Harmonie ihres Beisammenseins gestört, und doch hatten sie beide gefühlt, daß es nicht nur Freundschaft war, was sie zusammen führte. Sorgfältig hatten sie beide die Flamme gehütet, die zwischen ihnen heimlich brannte und die doch um keinen Preis emporlodern durfte zu verzehrender Glut. Wie herrlich hatte es sich atmen und sich freuen lassen in der Gewißheit dieser Wärme, die stetig und unzerstörbar war! Nun aber wollte sie mit fester Hand jenes Feuer löschen — um der Tochter willen, der alle ihre Liebe gelten mußte. Sie mußte ihm das sagen, in einfachen Worten; er würde es verstehen — aber wie schwer war es, das auszusprechen, was nur wie Musik gewesen war. Würde er sich nicht doch erkälten von ihr abwenden, weil sie ohne Scheu die duftige Verbindung zwischen ihnen berührte und ans Licht zog? Sie sah ihn vor sich in seiner geschlossenen Männlichkeit, mit der geraden Haltung, dem stolzen Blick. Sie hörte seine Stimme, die so unbekümmert laut und dann wieder so weich

klingen konnte. Sie gedachte der Gespräche, die sie mit ihm gehabt, die wie ständige Geschenke für sie gewesen waren. All das sollte sie opfern für das Kind. Etwas in ihr rebellierte dagegen. Sie wußte, es würde eine bittere Entbehrung sein, wenn er auf ihren Wunsch nur noch selten kam, nur noch als gewöhnlicher Besuch, wie irgend jemand, ohne längeren Händedruck, ohne tiefen Blick in ihre Augen, ohne die süße Gewißheit der Begegnung außerhalb der Körperlichkeit. Er war jung, denn er zählte ja wenig nur über vierzig. Sie waren ja Altersgenossen und kannten sich seit ihren ersten Schuljahren. Er war Gymnasiast gewesen, als sie sich mit dem stürmischen Mann verheiratete, der sie rasch dem heimischen Herd entführte. Und als ihre Tochter zur Schule ging, war er noch Student. Damals hatte er sie besucht, als ihr Mann so plötzlich gestorben war und hatte ihr mit zarten Zeichen verraten, daß sie ihm von jeher als Bild erster Liebe im Herzen geblieben war. Ganz allmählich war er dann zu der ritterlichen Stütze geworden, die solche Freundschaft einer Frau zu bieten vermag. Dann war er einige Jahre fort gekommen und endlich als fertiger Mann heimgekehrt, und seit fünf Jahren bestand nun dies schöne Einvernehmen zwischen ihnen. Wenn sie ehrlich sein wollte, so mußte sie sich gestehen, daß sie anfänglich erwartet hatte, er würde ihr engere Bindung anbieten. Warum er das nicht getan, obwohl er sie liebte? Gehörte er zu den Männern, die es nicht über sich bringen, die Frau eines andern zu ehelichen? Sie hatte nicht lange darnach gefragt, sondern sich dankbar des Glückes gefreut, einen Freund zu haben, der ihr Halt und Trost war. Es bestand gar kein Grund, das alles hinzuwerfen; es konnte vor den Augen der Tochter weiter bestehen, weil kein Schatten der Unreinheit auf dieser Freundschaft lag. Warum also —?

Während Frau Olga noch so sinnend vor ihrem Briefblatt saß, öffnete sich die Tür, und ihre Tochter trat ein. Mit einemmal stand hinter ihr das Bild frischester Jugend, eine Gestalt voll schmiegsamer Kraft, ein von blonden Locken umrahmtes Antlitz, aus dem das Leben sprühte, lachende Zähne zwischen roten Lippen, und vor allem zwei Augen, deren Glanz Frau Olga wie mit Sonnenschein überflutete. Sie erhob den Blick zu der

wonnigen Erscheinung, und da über ihrem Schreibtisch ein Spiegel angebracht war, sah sie ihr eigenes und der Tochter Gesicht dicht neben einander. Mit jähem Erschrecken gewahrte sie den Unterschied. Sie sah, wie ihre eigenen, einst so schönen dunkeln Augen kaum noch einen Schein des Leuchtens aufwiesen, wie es in den blauen Ediths stand; noch nie hatten sie so neben einander vor dem Spiegel gestanden, noch nie war ihr so deutlich geworden, welch eine Spanne von Zeit sie von der Tochter trennte. Wortlos schaute sie das Mädchen an, das in halber Zerstreuung nach irgend etwas fragte. Ob sie ihm die rechte Antwort gegeben hatte, sie wußte es nicht, sie saß wie erstarrt, als Edith gegangen war. Langsam stieg etwas wie Scham in ihr auf. Wie kam sie dazu, noch an Liebe zu denken, sie, die alternde Frau?

Sie erhob sich und trat an das Fenster, durch das nun nach und nach volleres Licht hereinbrach. Der letzte Nebel war gewichen, ein heller Tag erhob sich.

Nein, sie würde nicht schreiben, es war nicht nötig, es bestand keine Veranlassung mehr dazu. Die Gefühle zwischen ihm und ihr würden ja nicht mehr steigen, sie konnten nur noch abgleiten in wirkliche Freundschaft. Die Wunderblume, die zwischen ihnen geblüht, würde bald fachte welken; sichtbar war sie ja nur für sie beide gewesen, und sie würden sich gerne ihrer erinnern, wenn sie still und behaglich neben einander sitzen würden, um von dem Einst und allerlei Heutigem in Ruhe zu plaudern. Nein, eine Frau, deren Augen den Glanz der Jugend verloren hatten, brauchte nichts mehr zu fürchten, hatte nicht nötig, heimliche Flammen vor ihrer Tochter zu verbergen. Und Frau Olga schrieb nicht.

In der nächsten Zeit bemerkte sie aber, daß die kleine Befangenheit ihrer Tochter nicht wich, daß Edith die Mutter oft mit bangen Blicken ansah. Zugleich wurden die Besuche des Freundes von sich aus seltener, so daß sie sich ganz den Fragen hingeben konnte, die ihr durch das Benehmen ihrer Tochter aufgedrängt wurden. Und sie dachte manchmal mit Staunen, daß sie beinahe etwas nicht nur Unnötiges, sondern etwas Verhängnisvolles getan hätte mit jenem Brief. Beinahe hätte

sie, wenn auch in verschleierter Weise, aber für ein feinfühlerndes Gemüt erkennbar, ein Geständnis ihrer verborgenen Liebe abgelegt, die bisher unberührt in reiner Herzenstiefe gelegen hatte.

Frau Olga litt, ohne sich über das Wesen ihres Leidens selbst klar werden zu können. Sie empfand einen Verlust, der sie oft bis zum Ersticken quälte, und es blieb ihr versagt, ihn richtig zu erkennen.

Nach einem Jahr feierte Edith ihren 19. Geburtstag. Diesmal war es ein sommerlicher Tag, die Rosen blühten in Fülle, der Gabentisch des Mädchens war mit Geschenken überhäuft. Edith stand dabei mit geheimnisvollem Lächeln, mit Tränen in den Augen. Sie küßte die Mutter zärtlich und schaute sie innig an, und auf einmal brach sie in Schluchzen aus. Es sei noch eine Geburtstagsgabe, die sie erwarte und von der sie nicht sicher wisse, ob die Mutter einverstanden sein würde, erklärte sie. Frau Olga wurde von einem Zittern überlaufen.

„Hast du dich schon verlobt?“ fragte sie mit beinahe harter Stimme.

Edith nickte.

„Er wird kommen, er bat mich, es dir selbst zu sagen, er wagte es nicht.“

„Nun, wer ist es denn, der sich so wenig zutraut? Ich werde vermutlich auch noch ein Wort dazu zu sagen haben.“

„Ja, ja, Mama, aber du wirst nicht nein sagen. Er ist dir nicht fremd; oh, ich bin sicher, du wirst dich freuen.“

Und doch, bei diesen zuversichtlichen Worten schaute Edith der Mutter mit so seltsamem Blick in die Augen, daß ihr das Herz erbehte.

„Sprich den Namen aus,“ befahl sie, „ich habe nicht verdient, daß du mit mir Verstecken spielst. Ich hätte längst etwas davon erfahren sollen.“

Edith barg ihr Antlitz an der Brust der Mutter und flüsterte an ihrem Ohr einen Namen. War es Freude, war es Rührung, was Frau Olga zwang, jetzt ihr Kind fest ans Herz zu drücken? Oder war es das Bestreben, die eigenen Züge wenigstens auf Sekundenfrist zu verbergen, damit nicht das bittere Gefühl der Enttäuschung darauf sichtbar werde? Mit einer Kraft, wie sie nur ein stolzes Herz zur Verfügung hat, drängte

Frau Olga alle Zeichen, die ihr Inneres verraten haben würden, zurück und küßte die Tochter mit einem Glückwunsch auf die Stirn, schalt auch über die Unaufrichtigkeit, die ihr so lange das im Werden begriffene Verhältnis verheimlicht habe und fügte endlich lachend hinzu:

„Dann will ich mich doch, ehe er kommt, etwas festlich zurecht machen, damit wir den Tag würdig begehen können. Wann erwartest du ihn?“

„Sobald du es erlaubst, Mama,“ jubelte Edith, die nun kein Hindernis mehr für ihr Glück sah. Jetzt war alles verschwunden, was die Befangenheit ausgemacht hatte. Nichts lag mehr zwischen ihr und der geliebten Mutter. Es fiel Edith auch nicht auf, daß Frau Olga sich so gar nicht erkundigt hatte, wie das Paar sich gefunden, daß sie keine Bemerkung über das nicht alltägliche Altersverhältnis zwischen den Brautleuten machte. Wie hätte es Frau Olga fertig bringen sollen, über all das sachlich und ruhig zu sprechen?

Es dauerte eine ziemlich lange Zeit, ehe sie wieder in festlichem Kleid zum Vorschein kam, aber sie hatte Muße gefunden, sich zu fassen und dem Schwiegersohn mit lächelndem Munde entgegen zu gehen. Ja, sie vermochte es sogar, ihn zu

necken mit ihrer Beobachtung, daß er schon längere Zeit nicht mehr ungeteilt bei ihren Gesprächen über Kunst und Politik gewesen sei. Sie schaute ihm offen in die Augen und begegnete einem dankbaren und bewundernden Blick, und er sagte sich mit Staunen, daß wohl seine Überzeugung von heimlichem, tieferem Bunde zwischen ihm und dieser Frau, das ihn in letzter Zeit so sehr gequält hatte, ein Irrtum gewesen sei. Aufatmend wandte er sich der Mädchenblüte zu, die sich ihm in reizender Hingabe widmete; das Paar ging in den Garten, und Frau Olga sah ihm nach. Sie sah, wie jung der Mann geblieben war, wie gut er es wagen durfte, sich neben der jugendstrahlenden Gestalt ihrer Tochter zu zeigen — und daß er in diesem Augenblick mit keinem einzigen Gedanken mehr bei ihr, Frau Olga, weilte. Sie segnete den Moment, der sie davon zurückgehalten hatte, ihm in allerletzter Stunde ihr Herz zu enthüllen.

Und jetzt, während sie den beiden nachschaute, riß sie unbarmherzig alles aus ihrem Gedächtnis, was je zwischen ihm und ihr an Unausgesprochenem bestanden hatte.

Anna Burg.

Verschneiter Wald

Ich liebe es, auf meinen Spaziergängen die gleichen Wege und Stege zu verschiedenen Jahreszeiten zu wandern. Jedesmal begrüße ich sie wie gute, alte Bekannte und stelle an ihnen mit Interesse und Mitgefühl die kleinen und großen Veränderungen fest, die ihnen im Laufe des langen Jahres zugestoßen.

So gehe ich auch heute wieder durch den verschneiten, weißen Wald, gehe meinen Lieblingsweg, wo ich auf Schritt und Tritt den bekannten, aufstrebenden Gestalten meiner lieben Waldbäume begegne. Ich weiß die Kurve, wo es im Sommer am schattigsten ist und die bequemen Bänke stehen, den kleinen Tobel, wo das klare Bächlein von Zweigen überdacht fließt, und die weite Lichtung, durch die man beglückt jedesmal nach dem Himmel sieht. Aber wie so anders erscheint mir heute alles in seiner winterlichen Einsamkeit! Es ist mir, als erlebte ich den Weg zum

ersten Male. Wäre ich nicht gerade durch ein bekanntes Villenviertel geschritten, könnte ich mir leicht vorstellen, ich befände mich gar nicht mehr am Orte selbst, sondern weit weg, irgendwo im hohen Norden und ein in Felle gekleideter, blauäugiger Mensch käme durch die Bäume auf Skiern daher gefahren. Die Stille des Schnees vor allem ist ergreifend. Es ist ein leises, singendes Schweigen, so singt der Reim, so spricht das werdende, dessen Hauch du fühlst. Das Terrain ist großzügiger geworden, der Schnee nivelliert die kleinen Unebenheiten, und der ganze Rhythmus der noch bleibenden Buckeln bildet aneinander gereihete Zeichen tönender Fermaten. Jetzt erkenne ich die große, alte Eiche. Sie reckt und streckt ihr Geäst wie knorrige Arme, und sie und alle Stämme, große und kleine, wirken so dunkel, wie mit brauner Tusche laviert und in das pastose, dicke Weiß des Schnees hineingezeichnet. Warum